

# Bezirks-Blatt

Erscheint jeden Dienstag,  
Donnerstag und Samstag.  
Abonnementpreis pro Quartal  
bei der Post abgeholt 96 Pf.  
durch unsere Boten oder durch die  
Post 100 Pf. (einschl. Porto).

Redaktion: Stadthaus, Markt  
Münster. Verlagsanstalt: H. H. H.

für das Krug- und  
umfassend die Königl.  
Schr.-Grenzhausen



Rantenbäderland  
Kunstgerichts-Bezirk  
und Selters

Kunst- und Literatur-Verlag  
H. H. H. in Kassel  
Kunst- und Literatur-Verlag  
in der Expedition in Kassel.

Informationsblatt 15 Pf.  
als Beilage oder beim Abonnement

## General-Anzeiger für den Westerwald.

Verlag: Druck und Verlag von H. H. H. in Kassel.

No. 12

Verlagsnummer Nr. 90,  
Kassel.

Köhr, Samstag, den 27. Januar 1917

41. Jahrgang

### Bekanntmachung

Das Rodeln, Schlindern und Schlittschuh-  
laufen auf Bürgersteigen und Straßenbänken der Haupt-  
verkehrsstraßen ist strengstens verboten.

Köhr, den 26. Januar 1917.

### Die Polizeiverwaltung.

Montabaur, 23. Januar 1917.

### Betrifft: Warenumschlagstempel.

Die bei der hiesigen Kreis-Kommunalkasse eingehenden  
Anmeldungen zur Entrichtung des Warenumschlagstempels sind  
in den meisten Fällen so mangelhaft und unvollständig, daß  
sie den Anmeldeenden zur Berichtigung bzw. Neuausfertigung  
zurückgegeben werden müssen.

Ich mache die zur Entrichtung der Abgabe vom  
Warenumschlag verpflichteten Gewerbetreibenden im Unterwester-  
waldkreise auf folgendes besonders aufmerksam.

Die Anmeldung hat für die in Montabaur wohnenden  
Gewerbetreibenden bei der Stadtkasse, für alle übrigen  
bei der Kreis-Kommunalkasse in Montabaur zu erfolgen.  
Für die Anmeldungen sind besondere Vordrucke zu benutzen,  
welche bei den obengenannten Stellen und bei den Herren  
Bürgermeistern erhältlich sind. Die Anmeldung enthält eine  
Anleitung, deren genaue Beachtung unbedingt  
notwendig ist.

Der Gewerbetreibende muß den Umsatz entweder nach  
den eingegangenen Zahlungen (das sind die Zahlungen, die  
er für gelieferte Waren erhalten hat) oder nach den Lieferungen  
(das sind die Lieferungen von Waren an die Käufer) angeben.  
Ist der Gewerbetreibende nicht imstande, den tatsächlichen  
Gesamtbetrag der Zahlungen anzugeben, weil für seinen Be-  
trieb eine getreue Buchführung nicht statifindet und ihm  
auch sonstige Unterlagen für die genaue Berechnung des  
Gesamtbetrages fehlen, so hat er unter Versicherung dieser  
Zustände den von ihm geschätzten Gesamtbetrag der Zahlun-  
gen anzugeben und danach die Steuer zu entrichten.

Mit der Anmeldung ist die Abgabe gleichzeitig bei  
der Steuerstelle bar einzuzahlen. Die Einzahlung kann ge-  
schehen durch Postanweisung, Zahlschein, (Postcheckkonto  
der Kreis-Kommunalkasse Nr. 14408 Frankfurt a. M.)  
Banküberweisung. (Konto bei der Kreis-Kommunalkasse Montabaur.)

Der Umschlagstempel beträgt 1 vom Tausend des Gesamt-  
betrages der Zahlungen bzw. Lieferungen, in Abteilungen  
von 10 Pf. für jede volle 100 M. Das Gesetz ist am  
1. Oktober 1916 in Kraft getreten; für 1916 ist demnach  
nur der Umsatz, welcher auf die Zeit vom 1. Oktober bis  
31. Dezember 1916 entfällt, zu versteuern. Beträgt z. B.  
der Umsatz für die obengenannte Zeit 10199 M., so muß  
ein Steuerbetrag von 10,10 M. entrichtet werden. Die  
Anmeldungs- und Zahlungsfrist läuft am 30. Januar d. J.  
ab.

Wer seinen Verpflichtungen in bezug auf die Anmeldung  
des Umsatzes und Entrichtung der Abgabe zuwiderhandelt,  
hat eine Geldstrafe verurteilt, welche dem 20fachen Betrage  
der hinterzogenen Abgabe gleichkommt.

Der Vorsitzende des Kreisausschusses: Vertuch.

Wird hiermit veröffentlicht.

Köhr, den 26. Januar 1917.

Dr. Arnold, Bürgermeister.

Geldbetrag (Papiergeld) wurde gefunden.

Köhr, den 25. Januar 1917

### Die Polizeiverwaltung.

### Zu Kaisers Geburtstag.

Zum dritten male begehrt das Deutsche Volk den Ge-  
burtstag seines Kaisers unter den Eindrücken eines Welt-  
krieges, wie ihn die Geschichte bisher nicht gekannt hat!  
An Stelle von Paraden, feierlichen Aufzügen, glän-  
zenden Festvorstellungen und Salustafeln helldämmernde Truppen  
in übermenschlichem Kampfe gegen eine Welt von Feinden;

und in der Heimat stille, ernste Arbeit, fester unbesiegbarer  
Wille, durchzuhalten.

An der Spitze des Heeres, bald im Westen, bald im  
Osten, immer aber im Brennpunkt der Entscheidungen, dem  
gesamten Volke ein Vorbild an höchstem Verantwortungs-  
gefühl und unbeugbarer Willenskraft, ein Herrscher, der im  
Kampf und Sieg blieb, was er immer war und immer sein  
wollte: Der Friedensfürst, der Held des deutschen Gewissens!  
Das Beste, was ein Gewaltiger der Erde sein kann!

Nicht der Donner der Geschütze konnte den Friedens-  
willen des Monarchen beirren, nicht der Siegesglanz des  
deutschen Schwertes ihn blenden. Tiefe reine Menschenliebe  
bot über die blutigen Schlachtfelder hinweg die Hand zum  
Frieden! Ich will es auf Gott wagen, da die Feinde keinen  
Mann haben, der es wagt! Erhöhen Herzen hat jeder  
von uns diese Heldentat des kaiserlichen Gewissens erlebt und  
zu weiten gewußt.

Solcher Tat und ihres Vollbringers wollen wir würdig  
sein und bleiben! Die Feinde haben die gebotene Hand von  
sich gewiesen. Neue kühnere Kämpfe, anstrengendere Opfer  
stehen uns bevor!

Aber nicht mehr allein die bewaffneten Heerscharen  
sind Kämpfer des Kaisers und des Vaterlandes. In schwerer  
Stunde empfangen wir aus der Hand der Notwendigkeit  
eine Gabe, wie die Welt sie nicht sah, wie die Geschichte  
der Staaten sie noch nicht kannte. Deutsches Pflicht- und  
Ehrlichkeitsgefühl geht den Weg, den Niemand noch fand;  
den Weg des vaterländischen Hilfsdienstes!

Die Heiden brauchen wissen, eine zweite Armee,  
die Armee der Arbeit, marschieren hinter ihnen auf. Und die  
zu Hause wissen: Jeder Deutsche, ob Mann, ob Frau, ob  
alt, ob jung, in Stadt und Land, hat die Möglichkeit, mit  
Arm und Kopf, seiner Fähigkeit nach, dem Vaterlande zu  
dienen und seine Kraft, und was sie auch noch so bescheiden  
sein, in den Dienst des Großen und Ganzen zu stellen, und  
somit zu dem entgültigen Siege beizutragen.

Viele folgten schon dem Rufe, viele standen schon,  
ihrem Berufe gemäß, im vaterländischen Hilfsdienst der Arbeit.  
Aber viele können und müssen noch hinzutreten, die Reihen  
müssen geschlossen werden, müssen wachsen! Auf Niemanden  
geht ein Verzicht!

Keiner soll zaudern, keiner darf zaudern. Denke  
jeder an seinen Kaiser, an seine Brüder im Felde! Denke  
daran, daß er ihnen, wenn sie ruhmgekrönt heimkehren, frei  
und fest in die Augen blicken, ihnen sagen will: Auch ich  
war ein Kämpfer, eine getreue Kämpferin für Euch, Ihr  
Tapferen, die Ihr dem Feinde die Brust botet!

Der Augenblick ist da. Eilet zur Arbeit für Kaiser  
und Reich, für den Sieg, für den Frieden! Gebt den  
Brüdern im Felde Waffen, gebt ihnen Kraft! Jeder nahe,  
jeder diene mit der Gabe, die ihm gegeben!

Jeder prüfe sich, befrage sein Herz, schärfe sein  
Gewissen! Jeder ergreife seinen Teil an dem Heldentum des  
Kaisers, des Heeres, des Vaterlandes!

Das sei die Geburtstagsgabe für unseren Kaiser.

### Provisorisches und Vermischtes.

— Heimatlos sind unsere Soldaten durch  
den Krieg geworden. Darum mußte die Heimat zu  
ihnen ins Feld kommen. Das hat das ganze deutsche Volk  
verstanden und es als seine selbstverständliche Pflicht betrachtet,  
zum Bau von Soldatenheimen an der Front nach besten  
Kräften beizutragen. Wer könnte aber besser die Not  
unserer heimatverlassenen deutschen Brüder nachfühlen, als  
jene armen Geschöpfe, die auch in friedlichen Zeiten nicht  
den Segen des Familienlebens genießen, sondern als Waisen-  
kinder in Heimstätten der Nächstenliebe aufwachsen müssen.  
Der Aufruf zur erneuten Spende für weitere Soldatenheime  
hat in rührender Weise gezeigt, wie gerade elternlose deutsche  
Jugend Herz und Verständnis für die Entbehrungen unserer  
tapferen Krieger hat. Aus einem Waisenhaus im Kreise  
Himsch gingen uns mit einer gesammelten Geldspende folgende  
Verse zu: „Ein Streichen fürs Soldatenheim, — Gesammelt  
von Kindern groß und klein, — soll in die Kasse wandern, —  
soll sammeln sich mit vielen andern — und soll ein friedlich

Haus entstehen — in das die müden Krieger gehen, — und  
gehen dann neugestärkt hinaus, — zum Kampf für Heimat  
und Vaterland.“ — Wenn auf einer Opfergabe reicher  
Segen liegen wird, so wird es auf dieser sein, die deutsche  
Waisenkinder für unsere Soldaten in der Fremde aus mit-  
fühlendem Herzen schickten.

Oberlahnstein, 25. Jan. Hier trug sich beim Ro-  
deln ein sehr schlimmer Unglücksfall zu. Ein junger Mann  
rannte gegen einen Baum. An einem hervorstehenden Ast-  
stumpfen stieß er sich das eine Auge aus und verletzte sich  
das andere so schwer, daß man für die Sehkraft fürchtet.  
Außerdem hat er sich noch sonstige Verletzungen im Gesicht  
zugezogen.

Bezdorf (Sieg), 23. Jan. Hier gelang es, eine  
ganze Diebesgesellschaft zu entdecken. Es handelte sich um  
mehr als 20 Eisenbahnbedienstete, die wohl schon monatelang  
nachts die Güterwagen öffneten und mitgehen ließen, was  
sehr rar und teuer ist. Doch das Schicksal schreitet schnell!  
Durch das Rauchen guter Zigarren hatten sie sich verdächtig  
gemacht. Die Hausdurchsuchung brachte überraschende Ergebnisse.  
Mit Leder, Kleiderstoffen, Wolle, Sped, Seife, Kaffee-Ersatz,  
Bakterienpulver, Bindfaden, Zigarren, Tabak etc. hatte man  
sich reichlich versorgt. Die eingeleitete Untersuchung wird das  
Nöhere ergeben.

### Kriegsnachrichten.

Waffen erhalt das Großkreuz des K. R.

Berlin, 25. Jan. S. M. der Kaiser hat dem  
Generalfeldmarschall von Raden das Großkreuz des  
Eisernen Kreuzes verliehen. In dem allerhöchsten Hand-  
schreiben erkennt S. M. der Kaiser die besonderen Leistungen  
des dem Generalfeldmarschall unterstellten Truppen an, die  
im räumlichen Weitester Anstrengungen und Entbehrungen  
ertragen und überall den Sieg errungen haben. Seine  
Majestät hat dem Generalfeldmarschall, seinen Generalen und  
Offizieren, sowie jedem einzelnen seiner tapferen Krieger  
seinen und des Vaterlandes Dank und Gruß ausgesprochen.

— Durch Erhebungen der ungarischen Grenzpolizei ist  
festgestellt worden, daß seit Mai 1915 unter falscher  
Deklaration mehrere hundert Waggons Getreide über Oester-  
reich und die Schweiz nach Italien geschmuggelt wurden.  
Der Wert der geschmuggelten Ware beträgt über zwölf  
Millionen. Bisher sind in Budapest schon zahlreiche Ver-  
haftungen erfolgt, die Erhebungen dauern fort.

— In einer halbamtlichen Note erklärt die französische  
Regierung, der deutschen Aufforderung Folge leisten zu wollen,  
daß Kriegsgefangene nicht mehr unmittelbar an der Front  
und in der Feuerzone gehalten werden. Die von Deutschland  
geforderten 30 Kilometer hat Frankreich allerdings auf  
20 Kilometer heruntergehandelt.

— Nach Londoner Blättern interpellierten die franzö-  
sischen Abgeordneten Pothé und Genou die Regierung  
über die mangelhafte Kehlener Versorgung. Die Abgeordneten  
erklärten, die Lage sei unhaltbar, die ganze Bevölkerung friere.  
Italien will nicht in Frankreich ziehen.

Mailand, 25. Jan. Die Presse lehnt fast einstimmig  
die Anregung des „Matin“ und des „Temps“ ab, die  
abermals eine aktive Beteiligung italienischer Truppen auf  
der französischen Front gewünscht hätten.

Genf, 26. Jan. Das „Journal“ meldet aus  
Petersburg über Kopenhagen: Risjutow, der Führer der  
Kadettenpartei, soll verhaftet worden sein. Seine Verhaftung  
habe tiefen Eindruck gemacht. Die Volkstimmung gegen die  
Reaktion besitzt im Großfürsten Nikolajewitsch einen mächtigen  
Sprachrohr. Der Großfürst soll sich nicht krank in Lissabon,  
sondern in Petersburg aufhalten, wo er auch bei den jüngsten  
Ereignissen eingegriffen haben soll. Er scheint in Zukunft  
zu einer immer bedeutenderen Rolle berufen zu sein.

Genf, 26. Jan. Die französische Blätter melden, ist  
der große Postdampfer „Quebec“ der Allgemeinen Inter-  
nationalen Schiffsahrtsgesellschaft, 6140 Tonnen, auf eine  
schwimmende Mine gelaufen. Das Schiff gilt als verloren.

Weitere Meldungen besagen, daß es gelang, das Schiff  
bei Rouen auf den Strand zu ziehen. Alle Passagiere seien  
gerettet. Die Zensur verhindert die Bekanntgabe weiterer  
Nachrichten.



## Rundschau.

### Falsche Rechnungen der Feinde.

Seit Napoleons Tagen hat keine Macht Europas mehr die Grenzen ihrer Landgewalt so erweitert, wie der Blod der Mittelmächte, die von Antwerpen bis an die Dina und den Bereich gebieten. Bedeutet Eroberung Sieg, so sind wir Sieger; auf alle Fälle ist es noch nie in der Geschichte dagewesen, daß dem Gegner, der Feindesland in solcher Ausdehnung in seiner Hand hat, Bedingungen zugemutet werden, als wäre er der Niedergeworfene. Diese Ungeheuerlichkeit in der Weltgeschichte kann verschiedene Erklärungen finden. Einmal: der Glaube an einen Umschlag des Kriegsglücks. Das ist eine Hoffnung, die nach Nollens bekanntem Wort, daß Glück auf die Dauer wohl nur der Tüchtige habe, doch recht bescheiden ist. Gegen Hindenburg und Mackensen scheinen uns die Joffe und Gajg, von denen der erstere mit seinem „Marnesieg“ bereits zur Ruhe gegangen, der zweite ein „englischer Feldherr“ ist, (der wohl etwas kann, wenn ihm Liebermacht an Munition und Menschen wie jetzt zu eins zur Verfügung steht, was nicht ewig der Fall sein wird) nicht allzu schwer zu wiegen.

Eine andere Erklärung liegt in der Hoffnung auf unsere Erhöhung und eine falsch verstandene Stimmung, die man aus dem Friedensangebot abgeleitet hat. Wir wissen ganz genau, wie die Stimmung ist, die in den Feindesländern herrscht und die wir um Himmels willen nicht mit der unsrigen verwechseln möchten! Wir wissen, daß in Rußland Auflösung, Material- und Nahrungsnot und politisches Durcheinander bereits zu allen Fenstern in das Haus grinsen, daß Frankreich (dessen industriell reichste Provinzen wir besetzt halten) an Menschenopfern schlechterdings nicht mehr viel aufzubringen hat, daß der Engländer, dessen Einrichtungen und gewohnte Lebenshaltung völlig auf den Kopf gestellt sind, dessen bürgerliche Freiheit bis auf weiteres eingespart ist, vor den Erregenschaften der heutigen Technik sein Inselprivilegium mehr und mehr schwinden sieht und daß, wie selbst seine Staatsmänner zugeben mußten, die Finanzkraft der ganzen Kriegsgemeinschaft nicht mehr ins Ungemessene fortgesetzt werden kann. Auch die „silbernen Äugeln“ und tausenden „Scheds“ des Herrn Lloyd George gehen ihrem Ende zu; daher die Betonung ihrer enormen Wichtigkeit.

Zum dritten aber findet die Sprache der Zehnverhandlungen ihre sicherlich zutreffende Erklärung in der englischen Unversöhnlichkeit oder Unversöhnlichkeit, nachdem es nun einmal eine andere Bezeichnung für diese Wesenart nicht gibt. Den Satz, daß die Alliierten jetzt keinen Frieden gewähren könnten, hat nicht nur die deutsche, sondern auch die neutrale Welt, wie namentlich skandinavische Blätter erkennen lassen, richtig dahin verstanden, daß er das Eingeständnis sei, daß die Mittelmächte, wenn der Friede geschlossen würde, als Sieger dastünden. Der Spieler, der verloren hat, will weiter spielen und entgeht dabei nur selten seinem Schicksal.

### Verlegen und verlogen.

Das Manifest des Zaren an den neuesten Ministerpräsidenten Goltz ist eine Rundgebung der Verlegenheit und der Verlogenheit, wie sie krasser nicht gedacht werden kann. Der Zar verweist auf die ungeheuren Schwierigkeiten der Versorgung des Heeres und der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln, sowie auf die außerordentlichen Verhältnisse, die die Wüsterung der Befestigung dieser schrecklichen und unenträglichsten Abell. Kaum aber hat er dieses die ganze Lage enthüllende Eingeständnis gemacht, da prallt er mit der Gewissheit des nahen Sieges der Entente. Der Augenblick der Wende des großen Krieges sei eingetreten. Mit gewaltiger Spanne erwarte ganz Rußland, dessen Hilfsquellen unerschöpflich seien und dessen Volk, gleich den Verbündeten Rußlands, vor keinem Opfer Halt mache, die Begegnung mit dem Feinde. Niemand denke an Friedensschluß vor dem endgültigen Siege.

Schließlich ist besonders die Bemerkung von der eingetretenen Wende des Krieges, nachdem man auf russischer Seite dauernd von Siegen berichtet hatte. Und ein Spott auf die Grundforderung der Entente ist es, wenn der Zaren-erlaß von den sämtlichen Russen ohne Unterschied der Nationalitäten spricht, während doch nach dem Friedensprogramm des Zehnvertrages die Nationalitäten ausnahmslos befreit werden sollen. Es muß noch bemerkt werden, daß die Presse

der Westmächte die aus dem Kampf der Regierung mit der Duma entstandene innerpolitische Lage Rußlands als recht ernst anseht und nicht entfernt in dem roßigen Blöde, wie sie der Zar in seinem Erlasse zu erblicken vorgibt.

**Opposition gegen Lloyd George.** Innerhalb des radikalen Flügels der Liberalen scheint sich eine starke Opposition gegen den englischen Ministerpräsidenten und Kriegstreiber Lloyd George vorzubereiten. Die Regierung hat sich daher veranlaßt gesehen, durch ihren ersten Einpeisler ein neues Büro errichten zu lassen, das, wie die „Morning Post“ sagt, direkt zu Abwehrzwecken gedacht ist. Das Blatt teilt weiter mit, es würden derart systematisch Anschuldigungen gegen Lloyd George erhoben, daß man an eine einheitliche Leitung dieser Beschuldigungen glauben müsse. Parlamentenmitglieder seien bereits von ihren Wählern gefragt worden, ob sie Anhänger Lloyd Georges oder Asquiths seien. Eine Spaltung der liberalen Partei sei aber sicher, wenn diese Angriffe anhalten.

**Rußlands Kriegsvorbereitung.** Die große Zahl der Zeugnisse, die bekunden, daß Rußland den Krieg schon weit vor dem August 1914 vorbereitet, ist soeben wieder durch eine bedeutsame Nummer erhöht worden. Man hat bei gefangenen und gefallenen Russen gedruckte Formulare zu Briefen an die Angehörigen in der Heimat vorgefunden, die den Bismarck trugen: „Erlaubt von der Militärzensur. Warschau, den 20. Januar 1914. Nachdruck verboten.“ Danach waren also die Kriegsvorbereitungen schon im Januar 1914 bis zu der doch sicherlich nicht an erster Stelle vorgenommenen Drucklegung von Soldatenbriefen in die Heimat geblieben.

## Wilson's Rolle an den Senat.

**Wilson's Note an den Senat in Washington.** Die sämtlichen Regierungen überhand wurde, beschäftigt sich mit den Bedingungen, die es Amerika ermöglichen würden, einem künftigen Friedensbund beizutreten. Wert und Fähigkeit dauernd erhalten zu werden, ist nach Ansicht des Präsidenten lediglich ein Friede ohne Sieg, ein Friede unter Gleichen. Als unerlässliche Bedingung für eine Dauer des Friedens erklärt der Präsident außer der Gleichberechtigung der Nationen die Ableitung aller Regierungsmacht aus der Zustimmung der Regierten, einen Ausgang zu den großen Heerstrahlen der See für alle großen Völker, Freiheit der Meere und Beschränkung der Rüstungen zu Wasser und zu Lande.

In der sehr eingehenden Botschaft legt Präsident Wilson dar, daß die längere Antwort der Verbündeten und die längere der Entente auf die Frage der Friedensbedingungen die endgültige Erörterung des Friedens nähergerückt habe. Amerika werde an der Friedensstiftung mitzuarbeiten haben; die Unionsregierung habe daher jetzt freimütig die Bedingungen zu formulieren, unter denen sie sich für berechtigt hält, vom amerikanischen Volke die Zustimmung zum formellen und feierlichen Beitritt zu einer Friedensliga zu verlangen. Zuerst muß der gegenwärtige Krieg beendet werden, aber wir sind es der Rechtfertigung und aufrichtigen Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung schuldig, zu sagen, daß es, insoweit unsere Teilnahme an der Verbürgung des künftigen Friedens in Frage kommt, einen großen Unterschied macht, auf welchem Wege und unter welchen Bedingungen dieser Krieg beendet wird. Die Verträge und Abereinkommen, die ihn beenden, müssen Bedingungen vorsehen, die einen Frieden schaffen, welcher wert ist, verbürgt und erhalten zu werden, einen Frieden, der den Beifall der Menschen erringen wird, und nicht nur einen Frieden, der den Einzelinteressen und augenblicklichen Zwecken der beteiligten Staaten dienen wird. Wir wollen keine Stimme bei der Feststellung dessen haben, was diese Bedingungen sein sollen, aber wir wollen eine Stimme haben bei der Festlegung, ob diese Bedingungen von Bürgen eines allumfassenden Bundes bleibend gemacht werden sollen oder nicht.

Amerika würde sich irgendwelchen zwischen den Kriegführenden vereinbarten Friedensbedingungen nicht entgegenstellen, aber bloße Vereinbarungen dürfen den Frieden nicht sichern, es wird unbedingt nötig sein, daß eine Kraft geschaffen wird, die imstande ist, die Dauerhaftigkeit der Abmachung zu verbürgen, eine Kraft, weit größer als diejenige

irgendwelter der jetzt in Mitleidenschaft gezogenen Nationen oder irgendeines bisher gebildeten oder geplanten Bündnisses, so daß keine Nation und keine wahrscheinliche Vereinigung von Nationen ihr die Stütze bieten oder ihr widerstehen könnte. Wenn der jetzt zu schließende Frieden dauerhaft sein soll, so muß es ein Frieden sein, der gesichert erscheint durch eine organisierte größere Kraft der Menschheit. Wenn es nur ein Kampf für ein neues Gleichgewicht ist, wer will, wer kann die Stabilität der neuen Vereinbarung verbürgen? Nur ein ruhiges Europa kann ein dauerhaftes Europa sein. Nicht Gleichgewicht, sondern Gemeinsamkeit der Macht ist notwendig, nicht organisierte Nebenbuhlerschaft, sondern organisierter Gemeinfriede.

Der Friede muß ohne Sieg werden. Nur ein Friede unter Gleichen kann Dauer haben. Nur ein Friede, dessen Grundprinzip Gleichheit und gemeinsame Zeithaberschaft am gemeinsamen Nutzen ist, ist die richtige Verfassung. Die richtige Gestaltung unter den Nationen ist für einen dauerhaften Frieden ebenso notwendig, wie die gerechte Lösung von Streitigen Gebietsfragen oder von Fragen über Rassen- und Stammeszugehörigkeit. Die Gleichheit der Nationen, auf die der Friede, wenn er dauerhaft sein soll, gegründet sein soll, gegründet sein muß, muß die Gleichheit der Rechte sein. Es kommt jedoch noch etwas Tieferes in Betracht, als selbst die Gleichberechtigung unter den organisierten Völkern: Kein Friede kann dauern oder verdient zu dauern, der nicht den Grundsatz anerkennt und annimmt, daß die Regierungen alle ihre gerechte Macht von der Zustimmung der Regierten ableiten, und daß es nirgends ein Recht gibt, Völker von Nachhabe zu Nachhabe abzutreten, als wenn sie Eigentum wären.

Soweit als möglich sollte jedes große Volk, das jetzt nach einer vollen Entwicklung seiner Hilfsmittel strebt, einen direkten Ausgang zu den großen Heerstrahlen der See verbürgt sein. Freiheit der Meere ist eine unbedingte Voraussetzung für den Frieden. Die von den Regierungen bei gutem Willen leicht zu erreichende Sicherung der Freiheit der Meere ist ein Problem, das mit der Begrenzung der maritimen Rüstungen und der Zusammenarbeit der Flotten der Welt, um die Meere sowohl frei als gesichert zu erhalten, eng verknüpft ist. Und die Frage der Begrenzung der maritimen Rüstungen bringt auch eine größere und vielleicht schwieriger Frage auf Tapet: Die Vandalen und jedes Programm militärischer Vorbereitung eine Beschränkung erfahren könnten. Ohne Opfer und Konzeptionen ist ein Friede unmöglich. Der Geist der Ruhe und Sicherheit wird niemals unter den Völkern heimisch werden, wenn große, schwerwiegende Rüstungsmaßnahmen da und dort auch in Zukunft plötzlichen und fortgesetzt werden sollten. Die Staatsmänner der Welt müssen für den Frieden arbeiten, und die Völker müssen ihre Politik diesem Gesichtspunkte anpassen, so wie sie sich bisher auf den Krieg, auf den erbarmungslosen Kampf und auf den Weltstreit vorbereitet haben.

Ich schlage deshalb vor, so schließt der Präsident, es mögen sich die Völker einmütig die Doktrin des Präsidenten Monroes als Doktrin der Welt zu eigen machen, daß kein Volk danach streben sollte, seine Regierungsform auf irgendein anderes Volk oder eine andere Nation zu erstrecken, und daß vielmehr es jedem Volke, einem kleinen sowohl wie einem großen und mächtigen, freistehen sollte, seine Regierungsform und seinen Entwicklungsangang unbehindert, unbedrängt und unerschrocken selbst zu bestimmen. Alle Völker mögen es in Zukunft unterlassen, sich in Bündnisse zu verwickeln, die sie in den Wettbewerben um die Macht hineinziehen, in ein Netz von Intrigen eigennütziger Nebenbuhlerschaft verstricken und ihre eigenen Angelegenheiten durch Einflüsse verwirren, die von außen hineingetragen werden. In einem Konzert der Mächte gibt es keine verwickelnden Allianzen. Wenn sich alle vereinigen, um in demselben Geiste zu denselben Zwecken zu handeln, so wirken alle im gemeinsamen Interesse und genießen die Freiheit und ihr eigenes Leben unter gemeinsamer Schutze.

Der Präsident schlägt vor: Eine Regierung unter Zustimmung der Regierten, jene Freiheit der Meere, die in einer internationalen Konferenz auch andere Vertreter des Volkes der Vereinigten Staaten mit Verehrbarkeit als überlegte Anhänger der Freiheit verfochten haben, und eine Beschränkung der Rüstungen, die aus den Heeren und Flotten lediglich ein Werkzeug der Ordnung, nicht aber ein Werkzeug für den Angriff oder eigenmächtige Gewalttätigkeit macht. Dies sind amerikanische Grundsätze und amerikanische Macht.

## Die glückbringende Haselnuß.

Erzählung von August Vutscher.

6. Auf den Stufen des Altars saß Ellen; sie glich einem Engel, der an den Gräbern der Vergangenheit trauert. Ja, sie trauerte, aber über die Gegenwart, die so gar nicht frühlingssüß war für sie, sondern herblich kahl. Sie war heimlich herübergeschlichen vom Forsthaus, das nicht weit entfernt war — sie wartete auf Felix.

Was hätten wohl die alten Herren da unten gesagt, wenn sie gesehen hätten, wie es da oben ein Stelldichein gab zwischen Liebenden? Wer weiß es? Sie hätten vielleicht trübe gelächelt mit ihren bleichen Gesichtern und geschwiegen, wie jetzt.

Bald sah Felix an der Seite Ellen's und drückte sie fest an sich, denn es war kühl in den alten dicken Mauern. Er hatte an den Rosen, die sie am Sonntag an der Brust getragen, die Bestellung für den heutigen Tag erkannt.

„Was bringst du Gutes?“ fragte sie.

„Wenig“, antwortete er. „Der Baron ist ein kompletter Narr, und wenn ich ihm nichts vorschwindeln kann, mit einer Goldmünze nämlich, die er verlangt, kann mein Ständlein in Eberssee bald schlagen.“ Er erzählte kurz, aber mit so komischen Randglossen seine Audienz, daß auch über Ellen's Lippen ein Lächeln hinzitterte.

„Es könnte schlimmer sein“, meinte sie, „obwohl es schlimm genug ist, daß mein Vater auf Deine Befreiung sinnt. Ich bringe Schlimmeres.“ Und jetzt erzählte sie die Begegnisse jener Sturmnacht, deren Nachwehen ihn bei diesen Eröffnungen kühl durchschauerten. „Das Schlimmste ist“, endete sie, „daß mein Vater den Sohn seines Freundes, dem er meine Hand zugesagt, zum Besuche eingeladen hat. Warum, kannst Du dir denken. Es ist drei Jahre, daß er auf Besuch bei mir war, und ich fürchte für diesmal Alles.“

„Es muß bald eine Wendung zum Besseren nehmen, Ellen“, beruhigte Felix. „Mein fröhlicher Sinn hat mich noch nicht verlassen, und das ist ein gutes Zeichen. Da, ein kleines Andenken!“ Er nahm ein Stäubchen Weiden aus dem Knopfloche und steckte es, wie damals die Schlüsselblume, an Ellen's Brust, indem er sagte:

„Erst wenn Du ein Paar Tränen auf diese Blümchen geweiht hast, poßt mein Vers, den ich dazu gemacht habe, denn bei dem Tau habe ich an Deine Tränen gedacht.“ Er regitierte:

„O mein Weiden, zartes, blaues!  
Sag' mir eine Blume, welche  
Schöner sei als mit des Laues  
Perltau du in deinem Reiche.“

„O wie schön das ist und wie lieb Du bist!“ sagte Ellen mit ihrer verklärten Stimme und gab ihm einen süßen Kuß.

„Jetzt mußt Du mir aber auch ein Andenken schenken“, bat Felix.

„Was kann ich Dir geben, daß es der Vater nicht erblicke?“ meinte sie sorgend. „Einen Ring vermisse ich so sehr; die Halskette hier ist von meiner Mutter selig und sonst habe ich nichts.“ Sie suchte in ihrer Tasche und plötzlich ging ein schelmisches Lächeln sonnig über ihre strahlen Lippen. „Weißt Du noch, Felix?“ sagte sie dann mit einem Anfluge des früheren Jugendübermutes, „wie wir im letzten Herbst so oft Haselnüsse zu suchen gingen und —“

„Nüsse und Rüsse“, lachte Felix dem der Baron Bisam einfiel.

„Ich habe einen ganzen Korb voll zusammengebracht. Aber wie gewonnen, so zerronnen; der große Felix hat sie mit Mühe und Not gesammelt und der kleine Felix hat sie leichtfertig aufgefressen — bis auf eine, die ich heute gefunden habe und aufheben wollte als Andenken an

Dich. Aber da Du eines von mir haben willst und ich nichts Besseres habe, sollst Du sie bekommen, bis etwas Besseres nachkommt.“

Sie nahm eine schön gebräunte Haselnuß aus der Tasche und hielt sie mit ihren roten Lippen fest. Sie sah dabei so komisch aus, daß Felix sofort laut auflachen mußte.

„Ich will sie von Deinen Lippen picken oder küssen, wie man sagen will“, rief er scherzend und erhaschte wirklich mit einem Kuße die Frucht, die aus einer so schönen Blume wuchs. Und beide lachten wieder herzlich miteinander nach langer Zeit.

„Wer weiß, zu was die Nuß gut sein mag“, meinte Ellen mit komischer Wichtigkeit. „Man muß nichts verachten: sie kann vielleicht Glück bringen und wir können es wohl brauchen.“

„Hoffen wir es“, sagte Felix heiter, dem schon wieder alles voll Sonne erschien. „Sieh, wie die Haselnüssen hereinwinken! Sie wünschen uns Glück.“

„Jawohl, wir wünschen Euch Glück“, rief eine zarte Stimme zum hohen Kirchengiebel herein und eine große Haselnuß verneigte sich bis tief in die Fensteröffnung. Obenauf saß der kleine Felix und klatzte in die Hände.

„Jetzt weiß ich“, rief der boshafte Knirps, „wer der Geist ist der Felix heilt und einen so langen Bart hat.“ Er spreizte die Hände auseinander und schaukelte übermütig auf der schwanken Staupe. Indem er aus der Fensteröffnung auf den Altar sprang und von diesem zu den zwei Besessenen, setzte er mit kindlicher Wichtigkeit hinzu:

„Ich weiß jetzt, daß Ellen nicht sterben muß“, und indem er sie küßte, flüsterte er ihr in's Ohr: „Ich werde Papa nichts sagen. Bist Du dann zufrieden lieb Schwärchen?“

Und sie war zufrieden.

linien. Für andere könnten wir nicht eintreten, und es sind die Grundsätze der Menschheit, und sie müssen zur Geltung gelangen.

## Des Königs Neue.

Des Königs Neue. König Ferdinand von Rumänien sagte dem Vertreter eines Rumänischen Blattes angeblich: Ich hätte gar nicht die Macht, diesen Krieg verhindern zu können. Ich bin nur König von Rumänien, und das Königtum ist bei uns nur eine fast rein dekorative Sache. Der Rumäne regiert sich selbst, das Parlament ist der Ausdruck seines Willens, und der König ist diesem Willen gegenüber machtlos. Es ist ganz unmöglich, in Rumänien eine Politik gegen den Willen des Volkes zu treiben. Der Rumäne und die Rumänen kennen, wird anerkennen, daß ich nichts verhindern konnte. Es war allerdings ein schwerer Irrtum unserer leitenden Politiker, (damit meinte der König Take Ionescu und Filipescu), wenn sie mit einem kurzen Kriege rechneten. Ich als Sohn eines deutschen Fürsten kenne die Deutschen und ihre ungeheure Widerstandsfähigkeit besser. Ich habe meine Bedenken gegen diesen unglückseligen Optimismus, in dem die Leiter unserer Politik damals befangen waren, zu bekämpfen versucht. Ich habe dem Chef des Generalstabes davor gewarnt, sich auf ungewisse Zusicherungen hin in Kampforganisationen einzulassen, die ein fragwürdiges Ende nehmen können. Meine Warnungen sind als Furcht vor den Deutschen ausgelegt worden.

Der Fall Bularesti, so fuhr der König fort, konnte nur den Übermut der Deutschen nicht kennzeichnen. Wie ist ein Volk furchtbarer, nie genialer im Erkennen neuer Kampfmittel gewesen, wie das deutsche Volk in diesem Kriege. Unwiderstehlich schob es seine eiserne Mauer über die eisigen Berge der transylvanischen Alpen hinweg nach Rumänien hinein. Wenn nicht so viele Leute bei unseren Verbündeten von dem verhängnisvollen Irrtum befangen gewesen wären, daß die Mittelmächte schon am Boden lagen, dann hätte Rumänien vielleicht noch den Frieden. Der Fall von Bularesti ist die Folge einer schlimmen Selbsttäuschung. Ich war davon frei. — Ob der König von Rumänien, der doch nur noch von der Gnade Rußlands lebt, sich wirklich mit vorstehenden Worten geduldet hat, ist nicht festzustellen und kaum wahrscheinlich, so richtig auch das meiste von dem ist, was er danach gesagt haben soll.

## Von der Fleischbühse zur Riesenbombe.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind das Land der Massenproduktion, die sich immer betätigen muß unter dem Drange nach Verdiensten, wenn auch auf den verschiedensten Gebieten. Wir wollen nur hervorheben Fleischbühse, Schmalz, Schinken, Speck, Dörrgemüse, Weizen, Petroleum, Nähmaschinen, Schreibmaschinen, Schuhwaren, Eisenfabrikate, Stiefelwäpfe, Waschzettel, usw. Mit Spezialitäten kann sich der Amerikaner nicht recht befreunden, die bringen nicht genug ein. Darum hat er, weil andere Konsumgüter unterbunden waren, die Massenherstellung von Waffen in einem Umfang betrieben, wie sie bisher nicht gekannt ist. So ist er denn von der sanften Corned-Beef-Bühse bis zur mächtigen Riesenbombe gekommen.

Schon vor zwei Jahren hat ein Amerikaner gesagt, was soeben ein Mitglied des obersten Gerichtshofes in New York wiederholte, daß der Weltkrieg schnell einschlagen werde, wenn die Waffen- und Munitionslieferungen jenseits des Ozeans aufhören. Sie hört nicht auf, weil sie, wie jedermann weiß, enormen Verdiensten abwerfen. Es ist allerdings auch enormer Geld hineingesteckt, weil die meisten Kriegsfabriken erst geschaffen und dafür kolossale Preise gezahlt werden mußten. Heute wissen die nordamerikanischen Arbeiter ganz genau, was die Engländer und die Franzosen für die Lieferungen bezahlen und stellen danach die Lohnforderungen. Aber zufrieden sind die wenigsten. Denn die Lebensmittelpreise sind höher gestiegen als die Löhne, und mit den Kriegslieferungen wird das Messer geschliffen, das die Henne schlachtet, welche die goldenen Eier legt.

Die Erklärung ist einfach. Der Krieg löst die Kaufkraft der ganzen Welt, einschließlich derjenigen der Vereinigten Staaten, um so mehr, je länger er dauert, und der dann folgende Rückschlag muß dort am stärksten sein, wo man sich am meisten auf den Krieg eingerichtet hatte, also gerade in Amerika. Pulver, Bomben und Kanonen können nicht bis in alle Ewigkeit hinein gekauft werden, denn einmal muß das zum Loslösen ausgetretene Menschennmaterial doch fehlen. Dauernden Absatz haben nur die Dinge, die dem Frieden dienen. Und je länger die Fäden des friedlichen Warenverkehrs zerschnitten bleiben, um so schwerer sind sie wieder anzuknüpfen. Außerdem hat die japanische Konkurrenz in dem sehr ergiebigen Ostasien auf Kosten Amerikas große Absatzgebiete gewonnen. Es ist also zu begreifen, wenn viele Amerikaner die Flut des Kriegsgewinnes in das ruhige Gewässer des Friedensverdienstes hinüberleiten möchten, um eine abgrundtiefe Ebbe zu verhüten.

Und dazu kommt noch eins! Wie es im amerikanischen Gelbsteine immer geht, so auch heute: Die großen Rechte langen an, die kleinen zu verpeisen, das heißt, die Millionen-Spekulanten schleiden die Hunderttausende-Beute aus dem Wege. Rockefeller hat J. P. seinen Landbesitz gezeigt, wie das gemacht wird. Dagegen wehrt sich, wer kann. Heute sind freilich die großen noch obenau, und sie gehen mit dem Präsidenten Wilson Arm in Arm. Aber vom Mauerwerk des Dollarsystems können die Steine an abzubrücheln.

## Französische Rohheiten.

Dieses Kapitel gestaltet sich immer umfangreicher und verabschauerungswürdiger. Hier einige neue Proben. Bei den Kämpfen am Fort Douaumont wurde am 22. Mai 1916 der Musketier Alfons A. von den Franzosen unversehrt gefangen genommen. Er mußte aus der französischen Kompanie einen verwundeten französischen Offizier zurücktransportieren und bekam dabei einen Schrapnellbeschuß. Erst auf inständige Bitten ließen ihn die Franzosen in einen Krankenwagen hinauf, in dem auch der Zeuge Musketier F. niemand weiter für ihn sorgte — er war auf den blauen Boden gebettet —, er auch nur ganz mangelhaft ernährt wurde, trat Wundfieber hinzu. Er starb am 28. Mai. In hoher Weise warfen die Franzosen seine Leiche vor die Tür, wo sie F. am nächsten Tage noch fand.

Mag F. wurde bei Verdun verwundet und in einem französischen Feldlazarett operiert. Während der Narose schnitt ihm jemand mit dem Operationsmesser auf die linke Schulter die Worte ein: mort aux boches (Tod den Boches). Einige Tage darauf hatte der deutsche Oberleutnant A. im Spital 39 in Orleans dies gesehen und den Chefarzt darauf hingewiesen. Dieser hatte nur ein Baken für diese rohe Gemeinheit übrig. Der Revisor V. — ein Bager — war unversehrt in französische Gefangenschaft geraten und längere Zeit im Steinbruch beschäftigt, wo er sich ein schweres Lungenleiden zuzog. Er kam nach Lyon in eine zugige Kneipe, in der sich sein Leiden sofort verschlimmerte, so daß er bald im Lazarett starb. Auf Korsika haben die Franzosen die deutschen Verwundeten sogar mit noch offenen Wunden im Meere haben lassen. Wenn die Gefangenen sich weigerten, wurden sie unter Bedrohung mit dem Revolver zum Tode gezwungen.

## Leutnant Badewitz' Heldentaten.

Leutnant Badewitz' Heldentaten. Der Name des Leutnants Badewitz, der binnen wenigen Tagen vom Oberwachtmeister zum Offizier befördert wurde, ist heute in aller Munde. Schon vor der Heimführung der „Tarrowdale“ hatte er sich eines Auftrags mit bewundernswürdiger Schneidigkeit erledigt. Er ist es gewesen, der vor Santa Cruz die „Westburn“ versenkt hatte. Graf Dohna hatte dem modernen Badewitz das Kommando über die „Westburn“ gegeben. Er hatte mit sieben Mann 200 Mann der Besatzung von versenkten Schiffen von der „Röwe“ aus übernommen, sie nach Santa Cruz gebracht, sich jeden Eingriff der spanischen Behörden verweigert und vor dem Hafen kann die „Westburn“ unter den Augen eines englischen Kreuzers versenkt. Badewitz wurde auf der Insel mit seinen Leuten interniert. Bald wurde er jedoch nach Spanien selbst übergeführt, von wo es ihm gelang, nach Deutschland zu entkommen, und er war wieder an Bord, als das neue „Röwe“-Schiff die abenteuerliche Fahrt antrat, die seinen Wünschen reichliche Erfüllung bringen sollte. — Kapitänleutnant Hartwig. Eine der jüngsten Meldungen des deutschen Admirals brachte die Bekämpfung der englischen „Cornwallis“ durch das englische U-Boot versenkt worden ist. Der Führer des U-Bootes, Kapitänleutnant Kurt Hartwig, befand sich, so wissen die „Misch. N. N.“ zu berichten, als der Krieg ausbrach, an Bord des Kreuzers „Dresden“ und hat die Kreuzerfahrten dieses Schiffes mitgemacht. Hartwig konnte vor dem Untergang des Kreuzers nach Südamerika gelangen, von wo er auf einer kühnen Fahrt den Weg in die Heimat zurückfand. Später übernahm er dann unter Beförderung zum Kapitänleutnant die Führung eines Tauchbootes.

## Die Jagd in Eis und Schnee.

Der Sturm pfeift grimmig auf der weiten Flut, so daß einer Vandrähe wohl zwischen den Wellen, dem Eis, dem Schnee und dem heulenden Ost der Atem verginge. Der Binnenländer, solchen Wätern ungewohnt, kommt schon außer Luft und Atem, wenn er über einen weiten Platz oder eine Sandstrecke hinüber muß, die Blaujaden pfeifen mit dem Sturm um die Wette über sein Leben. Besonders wenn gute Ausflüchte sind, einen Feind zu stellen.

Der Torpedojäger rast durch die Wogen, mit Eis und Schnee von dem gestrigen Winter, der auch ein großer Räuber sein kann, gequält. Der Geist der Wogen vermischt sich mit dem wirbelnden Schnee, ein Meeressturm, wie er ärger nicht zu denken ist. Man sollte meinen, die vermurmelten Teerjaden können keine zehn Meier weit sehen, auch die scharfen Augenklappen können keinen Dienst erweisen. Aber die seeharten Männer, denen das lustige Leben jetzt von den irrenden Wogen gleitet, können biegen, die sehen, sie sehen womöglich mit den eigenen Augen den fernen grauen Punkt in Schnee und Wogenbraus, und das Augenglas bestätigt ihnen nur, daß sie rechten Ausguck gehalten haben. Da donnert auch schon ein Schuß über die Wellen. Das ist das Zeichen: Gallei an!

Der flüchtige feindliche Dampfer will seine wertvolle Ladung Bannware retten. „Hol“ auch der Teufel, schreift, so viel ihr wollt,“ denkt sein Kapitän. Der Sturm rast in orkanhafter Stärke, er jagt eine dicke Schneewand zwischen die beiden Schiffe. „Der Deutsche kann mich bei dem Wetter lange suchen“, ruft John Bull. Und er löst einen zweiten Signalsturm und beachtet. „Schieß, daß auch die Lunge platzt.“

Den Deutschen platzt die Lunge nicht, aber dem Briten liegen die Trümmer seines vom dritten Schusse zerlegten Säckchens um die Ohren. Da merkt er, daß die Augen des „dommes Deutschen“ auch durch die Schneewolken bringen und die Kugeln auch auf dieser Jagd in Eis und Schnee zum Treffer werden. Britische Schiffe sind in der Nähe, die den Deutschen hätten aufbringen können. Und jetzt hat sie der Orkan davongefegt, und es kommt zur Begegnung unter „vier Augen“. Nicht nichts, das Spiel ist aus.

Der deutsche Sieger nimmt die feindlichen Mannschaften an Bord, er hat erfahren, daß andere Gegner nicht fern sind. Und die deutschen Teerjaden lächeln über den verfluchten Grimm der Gefangenen, die sie wer wohl wohl wünsch. Laßt nur noch einen Gegner herankommen. Kaltes Blut und ein bishiger Glanz geben auch dem Garou. Die Schneeflocken tanzen im Sturm mit doppelter Festigkeit. Die Engländer schüttelten sich und nehmen trotz allen Argers den dargebotenen warmen Tropfen an.

Mit aller Kraft seiner Maschinen seht der deutsche Jäger seinen Weg fort. Der englische Dampfer holte drüber seine Reise auf Nimmerwiedersehen in die Tiefe angetreten. Klaus Helsen aus Lübeck, der von seinem Wachposten scharfen Ausguck nach neuen Gegnern hielt, brummt: „Macht ich so, dat je rankumt. De Airl da unten will Gesellschaft herwen.“

Aber der Airl unten in der Tiefe bekam an diesem Tage keine Gesellschaft, der andere „Engelmann“ hatte Lunte gemerkt und sich dünne gemacht.

## Aus der Kriegszeit.

Von Leopold Sturm.

Der große Bankier. In den Schriften, die seit dem Beginn dieses Jahrhunderts über den „Zukunftskrieg“ veröffentlicht wurden, stand immer zu lesen, so viel Soldaten und so viel Geld, wie für den Weltkrieg nötig seien, könnten nicht aufgebracht werden. Es ist alles da, die wackeren Soldaten und das notwendige Geld. Aber meinetwegen:

daß die deutschen Soldaten zum Siege kommen würden, daran ist nicht gezweifelt, als es so weit war, auch über den Geldmangel wußten sie Bescheid, nur in Sachen der Organisation des Geldes sehen nicht alle klar. Und ist doch so einfach: Genaugenommen, wie die Häuser und Acker und Bergwerke aus Deutschland fortgetragen werden können, ebenso wenig kann das Geld heimlich beiseite geschafft werden. Deutschlands Nationalvermögen bleibt ihm, und das Geld rollt hin und her. Hören wir Armutsklagen? Nein! Wie die Soldaten in der Front, sind wir auch zu Hause in wirtschaftlichen Dingen Kameraden, weder Krupp, noch ein Rentier können ihre Einnahmen aufstapeln, alle müssen sie wieder ausgeben. Wie kann einer so idiosyncratisch sein und denken, sein Geld könne verschwinden? Wo soll es denn hin? Der größte Bankier ist und bleibt das Publikum, das wahrhaftig keinen Anlaß hat, sich selbst zu misstrauen. Mit Geld kann man sich nicht leiden, Geld kann man nicht essen. Es muß immer wieder in Waren umgesetzt werden, und zwar von jedem!

Vor dreihundert Jahren, im dreißigjährigen Krieg, sagte der schwedische Reichskanzler Graf Oxenstierna, von den Deutschen dürfe man alles verlangen, bloß kein Geld. Der Mann kannte die Gründe dafür nicht, nämlich, daß die Deutschen seit Jahrhunderten unendlich viel Geld für die Fremden hatten opfern müssen. Sie sind nie so habgierig gewesen wie die Romanen, und haben ihren Opfermut reichlich bewiesen. Vor hundert Jahren zu den Freiheitskriegen, als Deutschland arm war, jezt zum Weltkrieg, wo Deutschland viel mehr hat, als die meisten denken. Darum ist das Volk der große Bankier, das direkt oder indirekt alle seine Aufwendungen verginst erhält. Wie können so die Lebensmittel und Industrieprodukte sonst bezahlt werden, wie es geschieht? Weil das Publikum in Wahrheit der oberste Bankier ist, sollte es auch stolz auf seine Stellung und zuversichtlich sein. Es sei wiederholt: Kein Geld kann aus Deutschland heraus verschwinden, und jeder Reichsbürger tritt für den anderen ein. Ob bewußt oder unbewußt, er tut's!

Als 1871 Bismarck von den Franzosen 5 Milliarden Francs (4000 Millionen Mark) verlangte, sagten sie, so viel Geld könne ein Mensch in seinem ganzen Leben nicht zählen. Das alles half nichts, und es wurde gezahlt. Zwischen haben wir über den Wert einer solchen Summe nicht geringer denken gelernt, aber wir wissen, daß auch Milliarden nicht dem Fluge des menschlichen Geistes ein Ziel setzen können. Freilich, wie der Weltkrieg beweist, auch nicht der Niedertracht unserer Feinde. Und darum wollen wir immer bemerkt sein, das schwebelade Kriegsgeld mit unserem Kapital zu schlagen, auf dem der Segen des Friedenswunsches ruht. Wenn in einzelnen deutschen Städten Kriegsgeld ausgegeben ist, um den Mangel an kleiner Münze abzuheben, so bedeutet das nicht, daß wir die Münze nicht haben, sondern daß sie zurückgehalten ist. Wenn einer, der das tut, in den Spiegel sieht, so wird ihm aus den Augen, die den Spiegel der Seele bedeuten, sein Gewissen entgegenschauen und ihm sagen: „Schäme Dich!“ Vor dem Kriege heilte in diesen Wochen der Prinz Carneval seinen Tribut. Diese seit 1915, also jezt zum dritten Mal gesparte Summe, macht allein einen Juliussturm aus.

## Bermischte Nachrichten.

Verstimmungen im Vierverband. Der Pariser Vertreter des größten spanischen Blattes bezeichnet die Lage der Verbandsmächte als schwer und vielleicht untellbar, schließt in erster Linie England die Verantwortung zu, klagt aber Rußland und Italien unmittelbar an, weil sie für die allgemeinen Verbandszwecke nicht genug geleistet hätten. Da der Ruf aus Paris kommt, also die französischen Zensur passierte, läßt man an diese Anklagen der Bundesgenossen Frankreichs, die sich in der französischen Presse nur höchst vereinzelt und vorsichtig verstreut finden, allerlei Mutmaßungen über die Stimmung der Verbandsmächte gegeneinander.

Gegen weitere Kriegsbeteiligung der Kolonien. Ingunsten Englands sprechen sich starke Parteigruppen in Kanada und Australien aus.

Verurteilung deutscher Beamten in Amerika. Der deutsche Generalkonsul Hopp und der Vizekonsul von Scheff wurden einer Depesche aus San Francisco zufolge wegen eines Komplotts zur Verletzung der amerikanischen Neutralität zu zwei Jahren Gefängnis und 10 000 Dollar Geldstrafe verurteilt. Auch der 12. Jahre des Konsulats Georg Wilhelm von den Brinden erhielt die gleiche Strafe. Laut Tag handelt es sich hier um eine von englischer Seite ausgegangene Verhöhnung, der man anfanglich keine Bedeutung beizulegen geneigt war. Wenn sie jezt doch zu einem so ungeheuerlichen Urteil geführt hat, so ist zu hoffen, daß damit noch nicht das letzte Wort in der Angelegenheit gesprochen ist.

Schulenschluß wegen Kohlenmangels. Die städtische Schulverwaltung hat einige Berliner Gemeindeschulen vorübergehend schließen müssen, weil es nicht möglich war, die Zentralheizung instand zu halten. Wie der Magistrat mitteilt, fehlt es keineswegs an Kohle. Auf den Gasanstalten ist genügend vorhanden. Infolge des starken Schneeeinzugs und der sich daraus ergebenden Transportschwierigkeiten war es der städtischen Verwaltung aber nicht möglich, alle Schulen rechtzeitig mit den erforderlichen Brennmaterialien zu versorgen. Die wenigen vorhandenen Fuhrwerke konnten es nicht schaffen. Genau rote die Stadt von den Gasanstalten nicht genügend Kohle abfahren kann, weil der Schnee auf den Straßen zu Eisrinden geworden ist, können die Kohlenhändler mit ihren Fuhrwerken von den Güterbahnhöfen nicht fortkommen. Die Straßenreinigung wird Vorbereitungen treffen müssen, damit bei weiterem Schneeeinzug die Verhältnisse nicht noch schlechter werden.

Einschränkung des Zuckerverbrauchs in Frankreich. Eine im französischen Amtsblatt erschienene Verordnung verfügt vom 1. Februar an die Schließung aller Konditoreien am Dienstag und Mittwoch jeder Woche. An diesen Tagen dürfen auch in den Cafes, Restaurants usw. keine Konditorwaren verkauft werden. In ganz Frankreich wird die Zuckerkarte sofort eingeführt. Der Zuckerverbrauch für die Herstellung von Sirup, Limonade, Likören, Marmelade, Konditorwaren usw. wird auf das Mindestmaß eingeschränkt. Die Regierung läßt durch die Presse die Verhältnisse ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß diese Maßnahmen zur Einschränkung der Transporte zur See und zur Verminderung der Goldausfuhr nach dem Auslande dienen sollen.

Erhalten unter C. B. 2451 an Rudolf Woss, Götting.